

Von Haus zu Haus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 40

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Barbara Jung

Die Pflicht

Anneli, das Bauernkind aus dem Toggenburg, ist schon lange tot. Es war schwer behindert und hatte, wie die Ärzte sagten, keine grosse Lebenserwartung. Es lebte in der Aussenstation des Kinderkrankenhauses, weil es dort die Schule besuchen konnte und die nötige Pflege bekam.

Anneli war ein kluges, fröhliches Kind, das gerne lachte, gerne «Schwarzer Peter» spielte und seine Krankenschwester Martha fast so gern hatte wie die eigene Mutter.

Ich war Annelis Krankengymnastin. Die Ärztin sagte, ich solle ruhig mit dem Mädchen arbeiten,

auch wenn es nicht mehr lange lebe. Wir hätten sicher viel Freude zusammen.

Wirklich, Anneli und ich wurden gute Freunde. Wir lernten auch einiges in der kurzen Zeit unserer gemeinsamen Arbeit. Anneli lernte selbst essen und mit einem speziellen Stift besser schreiben. Auch konnte es nach einiger Zeit den Kopf besser bewegen. Ich lernte durch Annelis Erzählungen seine grosse Familie kennen, die Geschwister, die Eltern – und die Tiere auf dem Bauernhof.

Immer, wenn uns die Ärztin bei der Arbeit zusah, hoffte ich im stillen, sie habe sich in der Diagnose getäuscht. Einmal war ich nicht bei der Sache. Ich war traurig, denn mein Mann, der damals noch studierte, hatte mich aus den Bergen angerufen, er komme erst in zwei Wochen nach Hause, weil er noch einige Profile zeichnen müsse, bevor ihn der Profes-

sor besuche. Anneli spürte, dass mit mir etwas nicht stimmte. «Hast du Heimweh?» fragte es mich. «Ich weiss, was Heimweh ist. Es dauert nun nochmals zwei Monate, bis ich wieder nach Hause darf. Dann esse ich jeden Morgen Speck und Röstli zum Frühstück. Ich esse Speck so gern!»

Anneli wurde immer schwächer. Seine Lippen schimmerten bläulich. «Ich friere an die Haare», sagte es leise zu mir und lächelte schwach.

Die Ärztin war in den Ferien. Die Oberschwester erfüllte ihre Pflicht und liess den Krankenwagen kommen, denn kein Kind darf in der Aussenstation sterben. Sie ist ja eine Rehabilitationsstation.

Schwester Martha war den Tränen nahe. Anneli flehte: «Ich will nicht ins grosse Krankenhaus. Ich will hier bei den Kindern bleiben.»

Der Krankenwagen fuhr los. Mit Blaulicht. Wir wollten Anneli am folgenden Tag besuchen gehen, aber da war es zu spät. Es starb in derselben Nacht, trotz des Sauerstoffzelts.

Wir waren zur Beerdigung eingeladen. Die Eltern und Geschwister waren gefasst. Das schwerkranke Kind war erlöst worden von seinem Leiden. Wir bekamen Speck und Bauernbrot zu essen. Der Speck würgte mich im Hals. Am Grab weinte ich bitterlich. «Haben Sie mein Anneli so gern gehabt?» fragte die Bäuerin und legte ihren Arm um meine Schulter.

Ich weinte nicht nur aus Freundschaft. Ich weinte über uns, weil wir das Kind allein gelassen hatten in seiner schwersten Stunde. Immer, wenn ich Speck esse, auch heute noch, nach all den Jahren, würgt er mich im Hals, und zwei runde Kinderaugen blicken mich an.

Spare, Hausfrau, spare!

Meine Güte, bin ich wütend! Das heisst, wütend ist nur der Vorname: Ich rase! Warum? Nun, ich will versuchen, ruhig und sachlich den Grund darzulegen und die Wut vorläufig hinunterschlucken. Also: Vor ungefähr acht Tagen bekam ich von unserem Elektrizitätswerk ein Schreiben. Höflich, nett, das muss ich sagen. In diesem Schreiben wurde ich herzlich gebeten, mit der Elektrizität doch ja recht sparsam umzugehen, Restwärme zu nutzen, weniger elektrische Haushaltgeräte zu benutzen, schwächere Birnen einzuschrauben, ja immer das Licht zu löschen, wenn ich aus dem Zimmer gehe, und was der guten Ratschläge mehr sind. Dazu bekam ich einen Bogen, auf dem alles aufgeführt war, was so an Elektrischem in einem Haushalt vorkommt. Man bat mich höflich, anzukreuzen, was bei mir vorhanden sei, und knüpfte die Bemerkung daran: «Sie werden staunen, fünfundzwanzig Geräte sind es fast sicher.» Ich staunte tatsächlich, denn beim besten Willen brachte ich nur fünfzehn zusammen. Aber tief beeindruckt von dem

dringenden Sparbefehl, beschloss ich, auf die heissersehnte Kaffeemaschine heroisch zu verzichten, noch mehr als bisher darauf zu achten, dass nirgends unnötig Licht brennt, Restwärme zu nutzen usw., usw.

Diese guten Vorsätze hielten bis heute. Da wichen sie der Wut, denn in meinem Leibblatt stand zu lesen: «Rheinfall mit neuer Beleuchtung. Am Dienstag wurde in Neuhausen die neue Beleuchtung des Rheinfalls vorgestellt. 16 engstrahlende Halogen-Quarzlampen, je mit einer Leistung von 1000 Watt, tauchen den grössten Wasserfall Europas in ein romantisches Licht. Die Anlage wird allabendlich beim Einbruch der Dämmerung automatisch in Be-

trieb gesetzt und auf eine programmierbare Zeit wieder ausgeschaltet.»

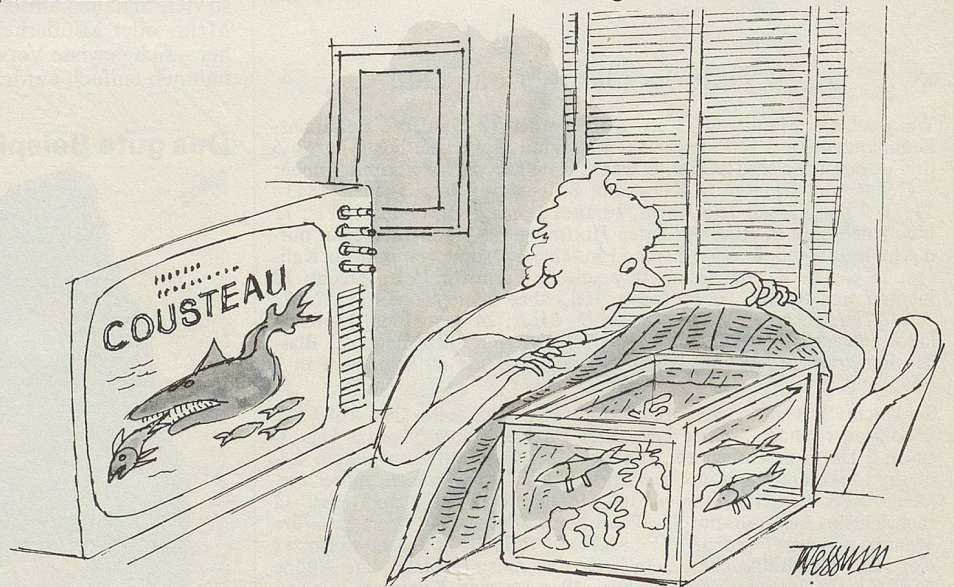
Jawohl. 16 Halogen-Quarzlampen mit je einer Leistung von 1000 Watt! Und das jeden Abend – dann, wenn ich durch die Wohnung gehe, unnötige Lampen ausschalte, kalt esse, um Strom zu sparen, die 75er Birne durch die 60er ersetze, die Badewanne nur zu einem Viertel fülle – will sagen: füllte! Denn jetzt lege ich los! 60er Birne ade, ich verderbe mir ja doch nur die Augen mit ihr, 100er her! Und meinetwegen brenne das Licht, wo es will. – Restwärme? Ab heute ein Fremdwort für mich!

Hand aufs Herz: Stehen wir Frauen nicht wieder als die Dum-

wesen da? Wir sparen getreulich unsere paar Kilowattstunden pro Monat, nur damit sie an einem anderen Ort hunderttausendfach verschwendet werden. –

Ab heute: Ohne mich!

Eva Renate



Fortschritt

Neulich hat mir eine besorgte Freundin einen Nuggi für meine Jüngste mitgebracht.

Ein Nuggi ist wirklich nichts so Besonderes, dass man darüber unbedingt schreiben müsste. Sicher nicht – aber dieser Nuggi scheint mir eben doch ganz speziell. Er unterscheidet sich auf

den ersten Blick durch nichts von einem gewöhnlichen Produkt. Er ist weder besonders gross noch besonders klein; es gibt ihn in den üblichen Farben, und der Sauger ist von ganz gewöhnlicher Kirschform. Doch bei genauerer Betrachtung sieht man im Sauger ein Plättchen, das die wunderbare Kraft hat, sich, falls das saugende Kleinkind fiebert, sofort schwarz zu verfärben.

Hunderte, was sag' ich: Tausende von Müttern werden jetzt beruhigt aufatmen, ihren Babys solche Fiebermessuggeli in den Mund stopfen und damit die Gewähr haben, dass sie jedes Fieberchen sofort erkennen und gleich die nötigen Schritte unternehmen können. In Anbetracht dieser Vorteile sollte man wirklich bereit sein, etwas mehr zu bezahlen.

Ich bin also, dank meiner Freundin, stolze Besitzerin dieser praktischen Erfindung. Wenn ich daran denke, dass ich meine beiden Grossen ohne diese Art Nuggi aufwachsen lassen musste und jeweils auf so primitive Dinge wie Beobachten, Hand auf die Stirne Legen oder gar Fiebermessen angewiesen war, bekomme ich eine Hühnerhaut!

Ich verscheuche meine Schuldgefühle, so gut es geht: Schliesslich kann ich nichts dafür, dass es diese glorreiche Erfindung damals noch nicht gab, und ich nehme mir vor, ab sofort eine moderne, aufgeschlossene und fortschrittliche Mutter zu sein.

Ich blicke zuversichtlich in die Zukunft. Sicher gibt es bald Windeln, die in einem warnenden Grün aufleuchten, wenn ein Baby Durchfall hat, oder Hemdchen mit eingebautem Thermostat. Wie gesagt: Ich bin zuversichtlich. Die Sache hat nur einen Haken. – Wie bringe ich meiner Zweijährigen das Nuggi-Lutschen bei?

Seit drei Tagen führe ich um des Fortschritts willen einen erbitterten Kampf; aber sooft ich meiner Tochter den Wundernuggi in den Mund stopfe, sooft spuckt sie ihn aus. Da nützen weder süsse Versprechungen noch wüste Drohungen: Die Kleine spuckt auf den Fortschritt – und saugt am Daumen.
Véronique Balmer

Vollautomatischer Ärger

Kürzlich im Flughafen: Freunde abgeholt, im Parkhaus zur Kasse gespurtet, dort einen ansehnlichen Betrag bezahlt, auf dem Weg zum Auto Bekannte getroffen, einige Worte mit ihnen gewechselt, Koffer eingeladen,

ins Auto gestiegen – und schon war es passiert: Meine bezahlte Parkkarte wurde nicht angenommen, kam heraus. Ich wurde vom Computer mit Leuchtschrift aufgefordert, an der Kasse nachzuzahlen. Hinter mir natürlich etliche wartende Autos, die dann, bis ich mich irgendwie aus der Schlange manövriert hatte, sicher auch zu lange unterwegs waren, denen also dasselbe passierte wie mir.

Kürzlich im Parkhaus eines Kaufhauses in Zürich: Diesmal handelte es sich um das Auto eines Freundes aus dem Ausland. Da waren wir es, die vor der Barriere in eine längere, wartende Schlange gerieten, und der Sesam-öffne-dich weigerte sich, als wir dran waren, zu gehorchen. Ein Leidensgenosse von uns, ein Norweger, der ganze 13 Franken hätte einwerfen sollen, suchte verzweifelt nach Kleingeld. Wer hat schon 13 Franken in Münzen, und erst noch als Ausländer, bei sich? Wir suchten alle nach einem menschlichen Wesen, das uns hätte helfen können, in dieser unterirdischen Garage voller Auspuffgase.

Mit Computern lässt sich nicht verhandeln, mit Menschen schon. Man könnte auch bar nachzahlen, ohne lange Fahrmanöver. Sind Menschen wirklich in allen Fällen durch Computer zu ersetzen? Ich bezweifle es. Und: Haben wir nicht Arbeitslose, die froh wären um eine Stelle?

Hedy Gerber-Schwarz

Die Rose und der Strom

Der Strom erreichte mit seinem Wellenspiel den kleinen Rosenstock an seinem Ufer. Die kleine Rose betrachtete den grossen Strom als ihren besten Freund. Ob heiss die Sonne brannte, ob der Regen fiel – was kümmerte es die Rose, wenn ihr Freund sie doch stetig umspülte, sie nährte und erquickte! Ihr Vertrauen und ihr Entzücken, alles war ausgerichtet auf ihn.

Aber mit den Jahren zog sich der Strom von seinen Ufern zurück. Die Rose darbt und dürstete, sie litt unter ihrer Einsamkeit. Ihr Seufzen hörte der Wind, der sie sacht bewegte, und er flüsterte ihr zu: «Du musst nur tiefer wurzeln, kleine Rose, tief hinab zu den geheimen Quellen. So wie die Eichen, deine grossen Schwestern. Sie wurzeln auch immer tiefer, je mehr ich sie schüttle und biege, je toller ich mein Spiel mit ihnen treibe.»

Von nun an versuchte der Rosenstock, seine Wurzeln nicht

mehr so verzweifelt nach dem Strom hin, dem doch unreichbaren, auszustrecken, sondern sie tiefer zu senken, immer tiefer hinab in ihm bisher unbekannte Gründe. Da geschah es, dass er vordrang zu den geheimen Quellen, den nieversiegenden, die ihn nun nährten und stärkten.

Der Strom erinnerte sich von fernher an seinen kleinen Rosenstock, und er wunderte sich, dass er unabhängig von ihm und frei zu solcher Fülle und Kraft gedeihen konnte. Der Wind bescherte ihm duftende Blätter aus der Fülle reifer Rosenblüten, die der Strom wie Liebesgrüsse mit sich trug, dem Meere zu.
Eva Jung

Echo aus dem Leserkreis

Harte Worte
(Nebelspalter Nr. 35)

Liebe Ilse
Warum regen Sie sich so auf, wenn es Sie an einem schönen Sommertag in einen Zug voller Schulreisen verschlägt? Sie waren auch einmal Schülerin und freuten sich auf dieses Abenteuer. Dass die SBB an Spitzentagen den Ansturm fast nicht bewältigen mögen, ist leider eine Tatsache, aber solche Tage bilden doch die Ausnahme. Sonst reisen Sie ja pünktlich und komfortabel mit der Bahn direkt ins Herz von Zürich. Sie schreiben voller Wut in Ihrem Artikel: Hätte ich Auto fahren gelernt, könnten mir die SBB gestohlen werden. Vielleicht befehlen Sie die Mitteilungen von Lorenz Keiser in «Stress dich schlank» (Nebi Nr. 36) eines Besseren. Die vielen Kalorien, die ein Fahrer verbraucht vom Autobahnende bis ins Zentrum der Stadt Zürich zum Beispiel, zusätzlich Zeit und Kalorien bei der Parkplatzsuche, die gingen bei Ihnen dann ans Läßige. Wie uns Lesern bekannt ist, sind Sie nur eine «gringe Portion» Mensch. Den Auto-stress würden Sie überhaupt nicht bewältigen. Zu allem Chrampf am Schreibtisch zusätzlich 4000 verlorene Kalorien am Steuer eines Autos. Wahrscheinlich hätten Sie dann überhaupt keinen Humor mehr. Nehmen Sie die harten Worte an die Adresse der SBB zurück und seien Sie dankbar, dass diese auch in Zukunft mit der Ilse nach Zürich fahren.
Pia

Zug der Zeit
(Nebelspalter Nr. 35)

Unter dieser Überschrift führt Ilse Frank beredte Klage über die Verspätungen der SBB während der Sommersaison. Ilse seufzt: «Hätte ich Auto fahren gelernt, könnten mir die SBB gestohlen werden.»

Ich habe Auto fahren gelernt. In den Stosszeiten, die Ilse beschreibt, verzichte ich jedoch gerne auf meinen Wagen. Was sind ein paar Minuten gegen die Wartezeiten in den Staus der sommerlichen Strassen?

Und noch etwas: In der Eisenbahn erlebe ich Höflichkeit und Hilfsbereitschaft. Hier nur drei Begebenheiten aus jüngster Zeit:

Erst im fahrenden Zug bemerkte ich, dass ich meine Mappe vergessen hatte. «Rufen Sie vom Perron in Zürich an, der Zug hat zehn Minuten Aufenthalt», lautete der Rat des Kondukteurs. Vor der Telefonkabine stand der gleiche Kondukteur. «Ich habe die Kabine für Sie freigehalten!»

Oder: Im Intercityzug Zürich-Genf wies ein saudiarabischer Fahrgast für sich und seine vierköpfige Familie die Billette vor. «Sie haben ja viel zuviel bezahlt!» Der Kondukteur erklärte in fehlerfreiem Englisch die Vergünstigungen eines Familienbilletes. Salutierte und kam nach zehn Minuten zurück, um dem verdutzten Reisenden 69 Franken auszuhändigen!

Und: Gestern abend trug ich meiner Frau die Koffer ins Abteil. Die Ausgangstüre erreichte ich nicht rechtzeitig. Der Kondukteur anerkennend, beim nächsten Bahnhof eine Mitteilung an die «Daheimgebliebenen» aus dem Intercityzug zu werfen. «Nein, Sie müssen kein Billett bezahlen. Ich fahre mit dem nächsten Zug von Zürich nach Bern zurück. Erwarten Sie mich auf Gleis 12, damit ich Sie wieder mitnehmen kann!»

Das schönste Lob spendete kürzlich ein indischer Mitreisender der in der Regel so pünktlichen Eisenbahn: «Wissen Sie, in der Schweiz richte ich meine Uhr nach Abfahrt und Ankunft Ihrer Bahnen.»

Verstehen Sie, dass ich den Slogan: «Der Kluge reist im Zuge» aus vollem Herzen unterstütze?

G. Bärlocher, Bern



ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino

Traubensaft

Ein **OVA**-Produkt